

KNAUR



Das Glück geht nicht zu Fuß

INES KIEFER



Wie mein Leben ins Rollen kam

Ines Kiefer / Shirley Michaela Seul

Das Glück geht nicht zu Fuß

Wie mein Leben ins Rollen kam

Inhaltsübersicht

Für Tim und Erik [...]

Mein Leben auf Beinen

- Planwirtschaft
- Drei rothaarige Orgelpfeifen
- Liebe auf den ersten Blick
- Keine Zugabe für Dani
- Vier Sterne
- Von Teddybären und richtigen Männern
- Freiheit für die Füße
- Glück auf 7,5 Quadratmetern
- Die Hundehütte
- Schnabelwaid
- Das Ding in meiner Brust
- Erdbeerzeit
- Von einem Piks zum nächsten
- 16. Juni 1999
- Nebelbänke
- Fingerspiele

Mein Leben auf Rädern

- Im Korsett
- Ohne Befund
- Die Postbotin

- Survival Training
- Heimaturlaub
- Das schwarze Cabrio
- Startpunkt
- Weidenberg
- Die Rettung
- Erste Hilfe
- Geheime Zeichen

Hochzeit auf Rädern

- Rendezvous mit Anstandsdame
- Zug um Zug: Umzug
- Privileg Behinderung
- Mein Bein steht nicht auf Tattoos
- Neustart mit Hindernissen
- Das dunkle Zimmer
- Von der Reha ins Wirtschaftsministerium
- Der überfahrene Schleier
- Männer sind anders. Frauen auch.
- Sitzstreik
- Der Herzenswunsch
- Das Traumhaus
- Nestbau
- Tim ist da!
- Baby an Bord
- Der Rasen, der Müll, der Mann
- Frei!

- Chefallüren
- Die Nummer eins: Tim
- Punkte zählen
- Zeit der Abschiede

Model auf Rädern

- Tim und Herr Krupp
- Beautys in Motion
- Die Gespenstheuschrecke
- Spielraum
- Der Nachbar
- Das Finale
- Der nervöse Nikolaus
- Der perfekte Mann
- Wenn ein Pullover Wunder bewirkt
- Noch mal von vorne
- Die Familienzusammenführung
- Die Elternzusammenführung
- Nie mehr Schule!
- Das Rätsel Frau

Das Paradies ist normal

- Erik ist da!
- Glück im Doppelpack
- Happy End

Danksagung

Für Tim und Erik

Mein Leben auf Beinen

Wenn ich im Rollstuhl sitzen würde, ich glaube, ich würde mich umbringen«, sagte ich zu meiner Freundin Manu.

Sie nickte. »Ich mich auch. Das ist doch kein Leben. Wir könnten nicht mehr tanzen!«

»Das will ich mir gar nicht vorstellen«, erwiderte ich und schaute dem alten Mann nach, der mit seinem Rollstuhl mühsam über den schlammigen Parkplatz fuhr. Ein kleiner grauer Terrier mit einem violetten Halstuch – Clubfarbe von Dynamo Dresden – trottete neben ihm her.

Manu, die ich schon seit dem Kindergarten kenne, zupfte mich ungeduldig am Ärmel meines funkelneuen weißen T-Shirts. »Komm, lass uns endlich reingehen!«

Das Wummern des Basses drang bis vor die Tür des Ballhauses Tivoli und vibrierte leicht in meinem Bauch wie zuvor das Grollen des weiterziehenden Sommergewitters. Manu warf einen prüfenden Blick in eine Fensterscheibe und stöhnte auf.

»Guck dir mal meine Haare an, wie die runterhängen. Gerade erst gewaschen und geföhnt, und jetzt schlabbert das alles schon wieder. Wenn der Große mit den blonden Haaren da ist! Was soll der denken?«

»Du siehst toll aus!«

»Ne, das denkt der bestimmt nicht!«

»Aber ich!«, blieb ich hartnäckig.

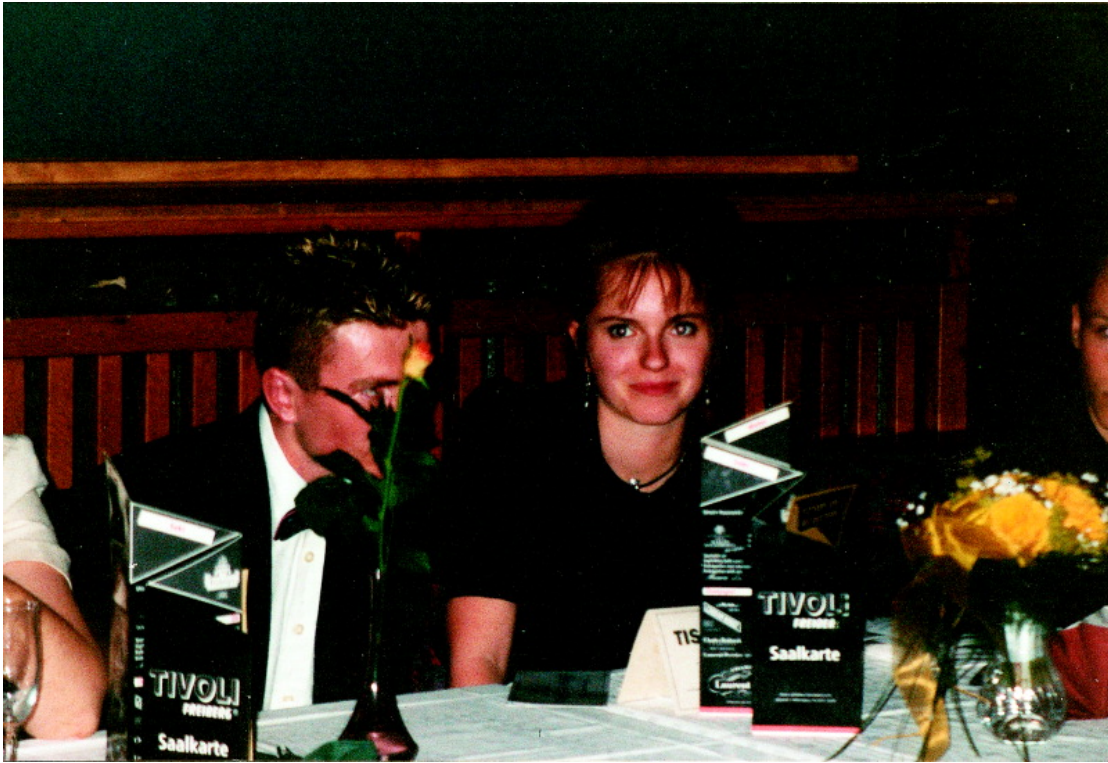
»Ich glaube, ich geh noch mal föhnen. Oder hast du Haarspray dabei?«

»Quatsch! Wir gehen jetzt da rein.«

»Du willst ja nur so schnell auf die Tanzfläche, weil du hoffst, dass er wieder da ist.« Manus braune Augen blitzten mich herausfordernd an.

»Kann schon sein«, grinste ich. Irgendeinen »Er« gab es immer, aber diesen hier gab es schon ziemlich lange. Mindestens drei Wochen, eine beachtliche Zeitspanne für eine Sechzehnjährige.

Manu kramte in ihrer Tasche nach ihrem Toupierkamm, und ich stand mir die Beine in den Leib. Tänzerinnenbeine. Lange Beine. Schöne Beine. Muskulöse Beine. Manu und ich waren beide Gardetänzerinnen. Das Tivoli – Ballhaus ließen wir weg – war unsere Stammdisco. Viel Auswahl hatten wir in Freiberg nicht, obwohl die Stadt rund 50 000 Einwohner zählt. Freitagabend gehörte das Tivoli der Jugend, Samstagabend nahmen es die Alten zwischen 25 und 35 in Beschlag. Hier hatten schon die Puhdys gespielt, das hatten Manu und ich uns natürlich nicht entgehen lassen. Und hier traten wir auch als Gardetänzerinnen mit dem FKK, dem Freiburger Karneval Klub, auf und warfen unsere Beine hoch in die Luft beim Cancan.



Ein seltener Moment im Tivoli: Ich bin nicht auf der Tanzfläche.

Stark waren meine Beine. Und unermüdlich. Die konnten sprinten wie verrückt. Und 1000 Meter laufen in einer Superzeit. In meiner Klasse war ich die Schnellste und ließ auch ein paar von den Jungs auf der Aschenbahn im roten Staub hinter mir.

Launisch waren meine Beine. Nicht, dass ich überall Sonnenbrand gekriegt hätte, ne, immer zuerst auf den Knien. Die leuchteten dann knallrot. Und das, wo ich doch so gern Hot Pants trug. Röcke eher weniger, außer in der

Disco. Miniröcke, na klar, mit braunen Strumpfhosen drunter für den Bronzeteint.

Für die nötige Bodenhaftung beim Tanzen sorgten meine Füße. Schöne, schmale Füße, Schuhgröße 36, mit zehn Zehen, die ich spreizen konnte und rauf und runter bewegen. Als Kind hatte ich eine Weile am Ballettunterricht teilgenommen. Seither musste mir nie jemand sagen »Spitz die Füße«, die waren immer gespitzt bei mir. Automatisch. Ich mochte das Graziöse, das Muskulöse. Wenn ich mit dem großen Zeh irgendwo dranstieß, dann spürte ich das. Ich spürte es auch, wenn ich meine Füße zu sehr malträtierete. Ich liebte High Heels – je höher, desto besser. Bei einer Körpergröße von 1,62 Meter konnte es mir gar nicht hoch genug sein.

Manchmal habe ich meine Beine eingecremt. Gedankenlos, so vermute ich heute, denn ich erinnere mich nicht richtig daran, wie das ist, wenn man seine Beine eincremt und das auch spürt. Wie sich das anfühlt, wenn man mit frisch rasierten Beinen im Sommerwind steht. Das ist ein ganz anderes Gefühl, als wenn noch Härchen dran sind ... oder? Ich glaube schon. Jeden Frühling das Glücksgefühl, wenn man das erste Mal kurze Sachen anziehen und mit nackten Füßen in Sandalen schlüpfen kann. Freiheit für die Zehen! Barfuß durch nasses Gras laufen und durch flaches Wasser am Ufer und auch mal in eine Pfütze springen. Überhaupt: Barfuß laufen! Piksende Kieselwege entlang. Rennen, rennen, rennen, bis es in der Lunge sticht.

Oder Muskelkater vom Training. Wenn ich kaum mehr auftreten konnte, weil ich zu viel fürs Auftreten im Tivoli geprobt hatte. Und manchmal ganz müde Beine. Eingeschlafene Füße, und wenn sie aufwachen, dieses Kribbeln. Das alles und noch viel mehr hatte ich mit meinen Beinen erleben dürfen. Sechzehn Jahre schon trugen sie mich durchs Leben. Die Treppe hoch in die Wohnung meiner Eltern. Wie oft habe ich mich über diese Stufen geärgert, weil ich sie mit dem schweren Schulranzen hochstürmen musste. Schnell weg damit und raus. Wenn Manu und ich mal wieder abnehmen wollten, gingen wir im Wald joggen oder radelten durch das hügelige Umland. Zur Belohnung für die verlorenen Pfunde bummelten wir durch die Stadt, und hin und wieder kauften wir uns auch etwas. Für modebewusste junge Frauen wie uns war die Mauer gerade zur rechten Zeit gefallen.

Das Theater, in dem der FKK trainierte, befand sich mitten in der Stadt. Freiberg liegt am Fuße des Erzgebirges. Die nächstgrößeren Städte sind Chemnitz und Dresden, aber das war schon fast eine Weltreise. Im Sommer ging ich mit Manu gern ins Schwimmbad. Wir sprangen ins Becken, dass es nur so spritzte, und natürlich standen wir viel zu nah am Rand, damit uns die Jungs hineinschubsten. Dann tauchten wir tief unter, und unsere Beine paddelten uns wieder nach oben. Wir kraulten um die Wette und schluckten vor Lachen literweise Chlorwasser.

Das Leben war schön. Im Sommer vielleicht ein bisschen schöner als im Winter, dafür begann im Winter der Karneval, und das war das Schönste überhaupt. Auf der Bühne stehen, marschieren und die Beine hoch in die Luft werfen. Und tanzen. Und rennen. Und gehen. Einfach nur gehen. Zur Toilette zum Beispiel. Dazu braucht man Beine. Was bleibt übrig, wenn die Beine fehlen? Aber wer denkt schon an so was? Ich bestimmt nicht! Was sollte mir passieren? Ich war ein Glückskind!

Mitten im Sommer geboren, am 5. Juli 1979, und von allem die Sahne abgeschöpft. Zehn Jahre lang DDR: viel Gemeinschaft und jede Menge Unternehmungen mit anderen zusammen, tolle Basteleien mit meinem Vati und sonnige Tage in unserem Schrebergarten. Nach dem Mauerfall dann alle Vorteile des Westens: Barbie-Puppen, ein Fahrrad, Fernsehen, schöne Kleider. Und endlich mal woanders hin in den Urlaub fahren als an die Ostsee – obwohl wir damit privilegiert gewesen waren. Jetzt flogen wir. Griechenland. Zypern. Das Meer war warm und blau, und ich blieb im Wasser, bis meine Haut schrumpelig wurde und meine Knie mit den saftigen Strauchtomaten um die Wette leuchteten.

Planwirtschaft

Zwei Jahre nach der Hochzeit meiner Eltern erblickte ich das Licht der Welt. Als Wunschkind! Mein Vater arbeitete in Muldenhütten, einem Ortsteil von Freiberg, als Elektriker. Meine Mutter hatte studiert und arbeitete in der Staatsbank. Geschwister habe ich keine. Dafür hatte ich immer einen Wellensittich, und heute habe ich sogar mehrere in einer großen Voliere. Als kleines Kind wünschte ich mir Geschwister; als ich älter wurde, war ich froh, dass ich nicht ständig auf die Kleinen aufpassen musste wie einige meiner genervten Freundinnen, die ihre quengelnden Schwesterchen und Brüderchen immer im Schlepptau hatten.



Ein historischer Moment: Das erste Mal alleine stehen.

Meine Mutter gab mich, wie das in der DDR üblich war, mit eineinhalb Jahren in die Krippe. Mir wurde erzählt, dass es mir dort gut gefallen hat. Ich erinnere mich vage an einen blauen Kipplastwagen, den ich unermüdlich über den Hof schob. Danach besuchte ich den Kindergarten, dann die Schule und den Hort. Was kann einem Einzelkind Besseres passieren, als in der Gesellschaft vieler Kinder aufzuwachsen! Ich konnte mich aber auch gut mit mir selbst beschäftigen. Spielsachen hatte ich nicht so viele, da meine Eltern eher sparsam wirtschafteten und bei jeder

anstehenden Neuanschaffung gründlich überlegten, ob man sie wirklich brauchte. Da zog Spielzeug naturgemäß den Kürzeren. Puppen interessierten mich wenig. Erst später, als wir Zugriff auf Barbie hatten. Ich bevorzugte Autos. Unsere Verwandtschaft in Westberlin schickte hin und wieder ein Matchboxauto.

Ganz in meinem Element war ich beim Basteln und Handwerken. Mit dem Holzbaukasten baute ich Garagen für meine Spielzeugautos und mit dem Elektro- und Metallbaukasten einen fahrtüchtigen Lkw. Mein Vater, ein begnadeter Bastler, half mir gern. Baukästen zählten übrigens nicht zum Spielzeug, sondern zu den wesentlichen Dingen – deshalb wurde hier nicht so streng gespart, was sicherlich auch an dem kleinen Jungen lag, der in meinem Vater steckte. Ich glaube nicht, dass er sich einen Sohn gewünscht hat – und wenn doch, habe ich mein Bestmögliches gegeben, ihm den herbeizubasteln.

Unser Schrebergarten war unterteilt in zwei Hoheitsgebiete: die Laube als Wohnbereich – hier regierte meine Mutter – und den Schuppen mit dem Plumpsklo. Dort war alles untergebracht, was wir für die Gartenarbeit benötigten, außerdem die Werkbank mit allen Werkzeugen und so wunderbare Dinge wie der Schraubstock und die Drechselbank. Ich war gern im Schuppen, hier konnte ich viel abstauben: Holzreste oder andere Überbleibsel. Stets hielt ich die Augen offen, wo etwas für mich abfallen könnte. Und dann überlegte ich: Wofür kann ich das

gebrauchen? Möbel für die Puppe einer Freundin? Oder eine Kiste zusammennageln? Hämmern war mir überhaupt das Liebste. Mein Vater brachte mir den Umgang mit Hammer und Nagel früh bei. So waren wir beide beschäftigt, jeder arbeitete vor sich hin. Ab und zu brauchte ich jedoch Hilfe.

»Vati guck mal, das passt nicht, kannst du mir das absägen?«, fragte ich dann.

»Gleich Ines, wenn ich das hier fertig habe«, bat er und unterbrach seine Arbeit meistens doch sofort. Später forderte er mich manchmal auf, geduldiger zu sein. Das hat er mir allerdings nicht wirklich beigebracht, weil er immer gleich da war. Sogar, wenn er vorher »Warte mal« sagte.

Zu Hause saß ich stundenlang neben ihm und beobachtete, wie er etwas reparierte, klebte oder lötete.

»Was ist das?«, fragte ich ihm ein Loch in den Bauch, während er Löcher flickte, und er erklärte mir alles wohlüberlegt, ruhig und mit für mich gut verständlichen Beispielen.

Ich bin ihm sehr dankbar dafür. Handwerkliches Wissen erleichtert den Alltag enorm. Aber natürlich weiß ich längst nicht so viel wie mein Vater. Er ist sehr erfinderisch, und Probleme werden stets sofort gelöst. Heute noch rufe ich ihn oft an, und am Telefon erklärt er mir, wie ich beispielsweise eine Lampe anschließen soll.

»Das Kabel teilt sich in drei Drähte: gelb-grün, blau und schwarz oder braun. Hast du die Sicherung draußen?«

»Natürlich, Vati. Das habe ich als Erstes gemacht.«

»Sehr gut, Ines. Hast du auch die Lüsterklemme parat?«

»Klar, Vati.«

»Dann gehen wir nun Schritt für Schritt vor. Bist du bereit?«

»Bin ich, Vati.«

Einmal reparierte ich sogar einen Fernseher unter seiner Anleitung. Mein Vater ist meine Hotline. Er gibt mir nie das Gefühl, etwas nicht zu können. Er sagt »Ich würde das so machen ...«, und dann bekomme ich einen Tipp. Auch von meiner Mutter hätte ich bestimmt viele Tipps bekommen, doch die Abteilung Haushalt/Kochen/Ordnung interessierte mich nicht besonders. Ich habe lieber gehämmert als gerührt.

Meine Mutter managte unsere kleine Familie. Vor der Wende kamen wir alle um 16 Uhr nach Hause, Vati von Muldenhütten, Mutti von der Bank, ich vom Hort. Um 17 Uhr stand das Abendessen auf dem Tisch. Wurst, Käse, Butter, Brot.

Am Wochenende wurde samstags nach dem Frühstück die Wohnung geputzt. Zuerst wischte meine Mutter Staub. Danach saugte sie. Sie wusch auch die Wäsche, mein Vater hängte sie auf – je nach Wetter entweder im Hof oder auf dem Dachboden. Um 12 Uhr gab es Mittagessen, meistens ein einfaches Gericht: Suppe oder Nudeln.

Nach dem Essen ging mein Vater zum Rauchen in den Keller. In der Wohnung durfte er das nicht. Im Keller roch es nach Staub, Kartoffeln und Kohlen – wir hatten ja alle

Kohleöfen und schleppten die schweren Eimer nach oben. Meine Mutter musste meinen Vater nicht an den Müll erinnern. Er nahm ihn unaufgefordert mit nach unten. Kam er zurück, war meine Mutter schon dabei, die Küche zu wischen. Mein Vater wischte – wenn unsere Familie an der Reihe war – das Treppenhaus.

Im Anschluss legten sich meine Eltern zu einem Mittagsschläfchen hin. Mutti ins Bett, Vati auf die Couch im Wohnzimmer. Als ich klein war, musste ich auch schlafen. Später durfte ich mit Kopfhörer im Wohnzimmer fernsehen, während Vati schlief. Manchmal zuckten seine Füße im Schlaf. Das fand ich lustig. Noch lustiger fand ich es, wenn er von seinem eigenen Schnarchen erschrocken hochfuhr.

Alles war bei uns geregelt. Alles verlief nach Plan. So war man vor Überraschungen sicher. Irgendwie gruselig, irgendwie aber auch schön. Nach dem Schläfchen war Freizeit. Na ja, die Großeltern oder andere Leute besuchen – oder eben ab in den Garten. Sonntags kochte hin und wieder mein Vater, dann gab es Fleisch: Schnitzel oder Gulasch oder Rouladen. Fleisch kam bei uns nur sonn- und feiertags auf den Tisch. Vati und Mutti aßen werktags in der Kantine und ich in der Schule. Mein Vater half viel im Haushalt mit. Ich hätte mehr helfen sollen. Meistens gelang es mir, mich zu drücken. Nur beim Abtrocknen klappte das nicht. Da gab es kein Entkommen.

Am Abend sahen wir manchmal fern. Auch als ich größer war, guckte ich das Sandmännchen noch gerne. Zehn vor sieben konnte ich als Erstes an den Uhrzeigern ablesen. Als

ich älter wurde, wollte ich danach natürlich nicht gleich ins Bett. Ich probierte es mit allen möglichen Tricks. Vati konnte ich manchmal erweichen, Mutti nie. Bei ihr musste immer alles nach Plan laufen.

Drei rothaarige Orgelpfeifen

Um Dani bin ich lange herumgeschlichen. Es gab im Tivoli einen Rang, von dem aus man die Tanzfläche hervorragend beobachten konnte. Es war ein bisschen wie Ansitzen auf einem Jägerstand. Nun, auf der Pirsch waren wir auch, Manu und ich und alle anderen. Dani trug sein braunes Haar glatt und dazu einen goldigen Schnauzer. Er war groß und schlank, und stets hing ein offenes Hemd über T-Shirt und Jeans. Mit den Händen in den Hosentaschen balzte er am Rand der Tanzfläche. Ich behielt ihn gut im Visier.

Eines Tages dachte ich: So kann es nicht weitergehen. Ich stöckelte ein paar Mal an ihm vorbei, ließ meine Hüften schwingen, fasste Mut und sprach ihn einfach an.

»Dass du dich das traust!«, staunte Manu später. »Ich würde das nie wagen.«

»Sonst wird's ja nix!«

Es wurde was. Allerdings nur bis Mitternacht, denn da wartete mein Vati im Toyota vor dem Tivoli. Und ich stolzierte hinaus auf meinen schönen Beinen. Freitag für Freitag. Manchmal verspätete ich mich ein bisschen. Vati hatte Geduld mit mir. Einmal ließ ich ihn aber sehr lange warten, und da war er sauer. Aber das machte mir gar nichts aus. Ich war nämlich verliebt, zum ersten Mal hatte es mich richtig erwischt.

Dani fuhr auch einen Toyota. Er war sogar Elektriker. Ich weiß nicht, ob diese Ähnlichkeit mit meinem Vater dazu beitrug, dass Dani nach einem Jahr bei mir übernachten durfte und ich bei ihm. Er wohnte mit seiner Mutter und drei Schwestern in einem kleinen Dorf, in dem es alles gab, was dazu gehört. Haus, Hund, Kirche, und auf der Straße kannten sich alle. Es begeisterte mich, dass ich die Tür öffnen konnte und sofort draußen war, ohne dreitausend Treppenstufen runterzuspringen – was für eine Zeitverschwendung! Große Freude bereitete es mir, den Hund in der schönen Natur Gassi zu führen.

In Danis drei kleine Schwestern war ich fast so verliebt wie in ihn. Nebeneinander sahen sie aus wie die berühmten Orgelpfeifen. Alle drei hatten feuerrotes Haar. Einmal war ich mit Dani und den drei Kleinen beim Rummel in Freiberg. Manche Leute starrten uns entgeistert an. Sie hielten uns für die Eltern und rechneten angestrengt, wie wir das geschafft haben mochten mit den Zwergen im Alter von zwei, vier und fünf Jahren.

Dani und ich konnten nicht voneinander lassen. Die meiste Zeit verbrachten wir in seinem Zimmer. Manchmal holte er mich von der Schule ab. Das gefiel mir gut: ein volljähriger Freund mit Auto, der vor dem Schultor wartete. Manu fand ihn auch ganz nett. Ihre Meinung war natürlich wichtig. Bei ihr schüttete ich zuweilen mein Herz aus, in dem leider manchmal ein giftiger Stachel steckte: Danis Ex-Freundin. Auf die war ich eifersüchtig. Sie tanzte in der Garde im

Nachbardorf, und das wurmte mich. Dani war aber nicht weniger eifersüchtig. Einmal fuhren zwölf Mädchen aus der Garde bei einer Werbeaktion als Osterhasen verkleidet in sechs Cabrios durch Freiberg. Dani behauptete, er habe die Wagen gezählt, und »mein« Cabrio habe gefehlt.

»Es waren nur fünf, und du warst nicht dabei! Wo hast du dich rumgetrieben mit dem Fahrer? Was habt ihr gemacht?«

»Du spinnst doch!«, war alles, was ich auf diesen Unsinn erwidern konnte.

»Ne! Ich bin nur nicht blöd!«, beharrte er stur.

Solche Szenen stressten mich. Höchstens im Traum wäre ich auf die Idee gekommen, mit einem Cabrio-Fahrer durchzubrennen. Ich war Dani treu, der doch eigentlich wissen sollte, dass eine Gardetänzerin als Freundin und Eifersucht nicht zusammenpassen. Da wird Mann sonst verrückt.

Gardetänzerinnen sehen toll aus. Alles glitzert. Sie haben eine gewichtige Portion Selbstbewusstsein, denn sie müssen es aushalten, bewundert zu werden. Sie verkleiden sich gern. Röcke, Oberteile, hohe Stiefel zum Schnüren oder auch mal mit Reißverschluss. Eine Gardetänzerin hat viel Energie und Kondition, denn nach dem Auftritt mischt sie sich unter das Volk – und das feiert im Fasching bis zum Umfallen.



Gardetänzerin in Gardeuniform.

Liebe auf den ersten Blick

Ich habe diese Veranstaltungen geliebt. Das ganze Drumherum. Raus aus dem Alltag. Die Aufregung davor. Sich verkleiden. Die Perücken. Die Schminke. Dezent war hier nicht gefragt. Und dann der Rhythmus der Musik, der mir direkt in die Beine fuhr. Alle machen das Gleiche, und jede in der Gruppe weiß, was sie zu tun hat – und dann der Applaus. Das Schönste war, wenn das begeisterte Publikum »Zugabe!« rief.

Manche Jungs warteten am Ausgang der Garderobe auf die Tänzerinnen: »Darf ich bitten?«

Neugierig probierte ich aus, wie weit ich gehen konnte. Mit Vergnügen brachte ich manches Jungmännerherz zum Rasen, und hin und wieder endete ein nettes Gespräch mit einer einseitigen Verliebung. Bei mir gab es aber nichts zu holen. Ich war mit Dani zusammen, und Treue war mir wichtig. Ich genoss es einfach, jung, attraktiv und voller Lebensfreude zu sein. Ich genoss es, auf der Bühne zu stehen. Zu flirten, zu tanzen, zu lachen und zu springen. Ich genoss es, Teil einer Truppe zu sein, dabei als Einzelne mein Bestes zu geben, aber eben nur gemeinsam wirklich gut zu sein. Allein auf der Bühne? Lieber nicht.

Beim Rentnerfasching saßen meine Großeltern im Publikum, und ich bildete mir ein, meiner Oma von den Lippen ablesen zu können. Sie deutete auf mich und sagte

zu ihrer Sitznachbarin: »Das ist meine Enkelin. Da oben, das ist die Ines.«

Mein Opa hatte ein ganz rotes Gesicht, weil er so stolz auf mich war.

»Ines, du machst deinen Weg«, sagte er manchmal zu mir.

»Ich hoffe es«, erwiderte ich dann auf diesen Erwachsenenpruch. Insgeheim hoffte ich es nicht nur, ich wusste es.

Mit drei oder vier Jahren nahm ich eine Weile am Ballettunterricht in unserem Theater teil. Ich war die Kleinste in der Gruppe. Einmal wurde im Theater *Gräfin Mariza*, eine Operette in drei Akten, aufgeführt, und da wurde auch der Nachwuchs eingespannt. Leider war ich bei den Proben krank und bekam deshalb bei der Premiere eine Sonderrolle. Ich durfte auf den Schultern des Hauptdarstellers sitzen. Das fand ich klasse!

Unsere Tanzlehrerin sah genauso aus, wie man sich eine ehemalige Primaballerina vorstellt: mager und sehnig, ihr langes graues Haar hatte sie stets zu einem festen Zopf geflochten – und sie war streng.

»Bauch rein, Po raus!« Ihre Stimme kann ich noch immer hören, auch wenn ich ihren Namen vergessen habe. In dem hellen Ballettsaal mit dem glatten Holzboden gab es die klassische Spiegelwand mit Stange und einen Flügel. Manchmal lagen in einer Ecke Ballerinaschuhe für Spitzentanz. Diese Schuhe faszinierten mich. Ich hätte

mich allerdings nie getraut, mal hineinzuschlüpfen, und als ich alt genug dafür gewesen wäre, war ich dem Ballett bereits entsprungen. Meiner Tanzlehrerin verdanke ich, dass ich bis heute die anmutige Fingerhaltung vom Ballett beherrsche. Kaum strecke ich meine Arme aus, formen sich meine Finger in Grazie. Wahrscheinlich könnte ich sogar noch die Fußhaltung einnehmen ... wenn ich könnte.

Als sich dann in der Schule herausstellte, dass ich eine hervorragende Sprinterin und 800-Meter-Läuferin war, tauschte ich das Ballett gegen die Leichtathletik. Auch hier gab es Auftritte für mich, nur dass die jetzt Wettkämpfe hießen. Doch die Leichtathletik machte mich nicht so froh wie das Ballett. Da meinte meine Mutter, ich solle mir doch mal die Funkengarde anschauen. Es war Liebe auf den ersten Blick, kurz nach der Wende, und ich blieb dabei. Auch wenn der Karneval nur rund vier Monate dauert: Nach der Saison ist vor der Saison.

Wir studierten das ganze Jahr über Tänze ein. Zuerst war ich bei den Kleinen, da ging es vor allem ums Marschieren und In-der-Reihe-Tanzen. Am 11.11. auf dem Marktplatz durften wir dann nach Herzenslust herumhampeln und aus der Reihe tanzen. Als wir größer waren, nahmen wir an den Abendveranstaltungen teil. Es gab dort die üblichen Büttenreden, und unsere Truppe lockerte das Programm mit Garde- und Showtänzen auf. Natürlich zeigten wir auch einen Cancan. Hoch die Beine! Schneller! Höher! Alle zusammen. Beim Tanzen war ich immer glücklich.

Keine Zugabe für Dani

Für Dani und mich gab es nach zwei Jahren keine Zugabe. Ich war nicht traurig darüber, dass es zwischen uns vorbei war: Ich war eher traurig, dass ich auch seine wunderbare Familie verlor. Die drei Zwerge waren mir sehr ans Herz gewachsen. Doch wenn man schon mit frischgebackenen 18 Jahren anfängt, wegen Kindern – und noch nicht mal den eigenen – eine Beziehung aufrechtzuerhalten, stimmt etwas nicht.

Dani und ich waren zu verschieden, und ich ertrug seine Eifersucht nicht mehr. Der Abschied fiel mir leicht, weil ich einen neuen Verehrer hatte, der mir dabei half, mich von Dani zu lösen. Es war nichts Ernstes, doch meinem Selbstbewusstsein tat es gut. Ich hatte keine Angst, dass ich nie mehr einen abkriege – ganz im Gegenteil. Vor Angeboten konnte ich mich kaum retten.

Heute vermute ich, dass ich damals auf einem ziemlich hohen Ross geritten bin. Ich habe mal hier geschnuppert und mal da, ausprobiert und gekostet. Ich musste nie allein sein, wenn ich das nicht wollte – ich kannte viele Jungs, die sich darüber freuten, mit mir einen Abend zu verbringen. Und ich hatte einen sehr treuen Freund, Rainer, der mich immer mit offenen Armen aufnahm. Die Welt lag mir zu Füßen. Vor allem die Männerwelt. Das war wunderbar. Ich weiß nicht, ob ich es damals so empfand, aber im

Nachhinein bin ich unendlich dankbar dafür. Dass ich die zwei, drei Jahre unbeschwerter Jugend einfach genießen konnte. Dass ich mich sorgenfrei des Lebens freuen konnte, anstatt mich zu dick oder zu dünn, zu groß oder zu klein zu finden. Ich mochte mich.

Probleme hatte ich höchstens, wenn sich ein Junge in mich verliebte, von dem ich nichts wollte. Das tat mir aufrichtig leid. Ich kann aber auch nicht behaupten, dass ich mich angestrengt hätte, es zu verhindern. Dazu machte mir Flirten einfach viel zu viel Spaß. Es freute mich, wenn ich gut ankam und meine kurzen Röcke den einen oder anderen Pfiff provozierten. Das alles war ein Spiel für mich. Ein schönes und aufregendes Spiel. Es ging immer so lange gut, bis sich ein Junge ernsthaft in mich verliebte. Weh tun wollte ich keinem.



Mancher Verehrer ließ Blumen sprechen.

»Du bist eine richtige Aufreißerin, du wickelst jeden um den Finger«, sagte Manu ein klein wenig vorwurfsvoll zu mir.

»Ja, und es macht mir einen Riesenspaß!«, grinste ich.

Manu seufzte: »Ehrlich gesagt, beneide ich dich. Aber du hast auch eine bessere Figur als ich.«

»Darauf kommt es doch gar nicht an.«

»Ja worauf denn sonst?«

»Wie es in den Wald reinruft, so schallt es zurück.«

»Welcher Wald?« In Manus braunen Augen blinkten Fragezeichen, und wie immer, wenn sie mich direkt anschaute, musste sie auch mit sehr hohen Schuhen den Kopf heben: Sie ist acht Zentimeter kleiner als ich – und eine ganz große Gardetänzerin!

»Ich genieße die Momente«, versuchte ich es erneut.

Manu schüttelte den Kopf: »Du klingst wie aus der Werbung.«

»Ich liebe Werbung!«, rief ich übermütig.

Ich konnte es nicht erklären. Ich dachte, ich sei einfach besonders nett. Mit mir könne man sich gut unterhalten. Und hässlich war ich bestimmt auch nicht. Dafür wohl recht charmant. Andere fühlten sich wohl bei mir, und ich fühlte mich wohl mit anderen. Ich mag Menschen. Und ich mag es, wenn es allen gutgeht.

Als ich ein Jahr später von einer jungen, lebenslustigen Frau, die mit beiden Beinen fest in ihrem Leben stand, zu einer Rollstuhlfahrerin geworden war, dachte ich zuerst, alles sei vorbei, und war froh, dass ich mir ein Polster schöner Erinnerungen zugelegt hatte. Nie mehr Flirten. Nie mehr Freude. Alles aus. Doch im Grunde sollte es genauso weitergehen wie vorher.